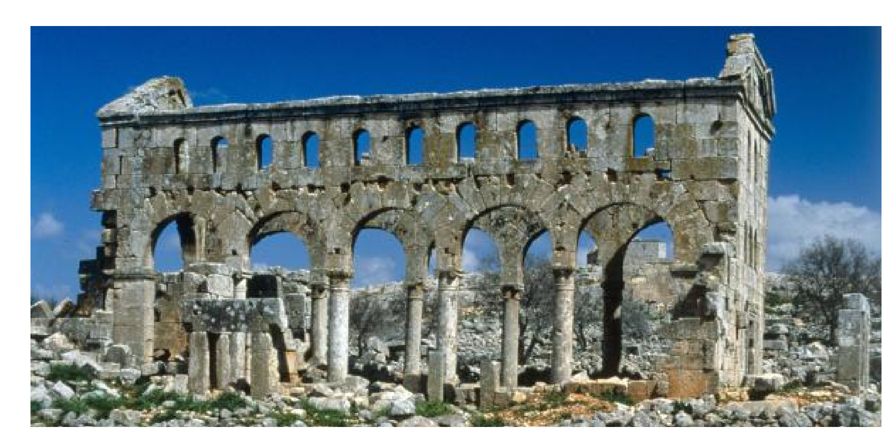
KULTUR FUNDAMENTALISMUS

War das Christentum der IS der Antike?

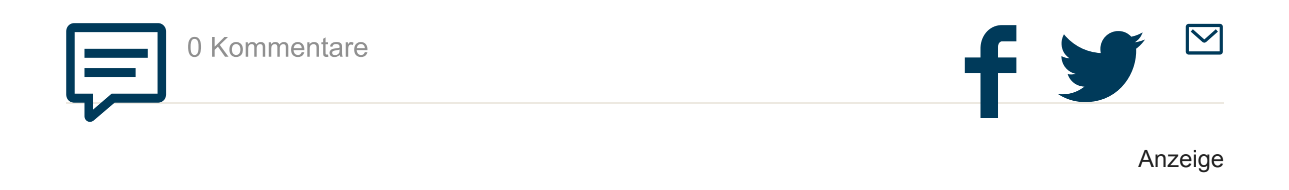
Von Lucas Wiegelmann | Veröffentlicht am 26.10.2015 | Lesedauer: 7 Minuten



Die frühchristliche Kharrab-Shams-Basilika im syrischen Aleppo

Quelle: picture-alliance / akg-images //akg-images

Wer nicht für uns ist, ist gegen uns: Eine neue Kirchengeschichte beschreibt die Urchristen der ersten Jahrhunderte als fanatisch und aggressiv. Ähnelten antike Gemeinden etwa dem Islamischen Staat?



Ob Gott oder nicht doch eher der Teufel es gewesen war, der die sengende Hitze über das Land gelegt hatte, wusste niemand zu sagen. Jedenfalls war die stolze Kaiserstadt Rom, die Metropole der Welt,

Sitz des großen Imperators Nero, an jenem verhängnisvollen Sommertag des Jahres 64 brandschutzmäßig ungefähr auf dem Niveau eines gut getrockneten Strohballens. Ein Funken genügte, um die Herrlichkeit in Flammen aufgehen zu lassen. Und so kam es, wie es kommen musste.

Es begann an den Imbissbuden des Circus Maximus mit ihren leicht brennbaren Waren, notiert Tacitus in seinen „Annalen". Der starke Wind tat ein Übriges. Die Brunst wütete tagelang und zerstörte zehn der 14 Stadtbezirke, drei davon vollständig. „Ein Unglück, schlimmer und furchtbarer als alles, was die Stadt durch die Wut der Flammen bisher getroffen hatte", schreibt Tacitus. Schon damals glaubten viele an Brandstiftung. Verdächtigt wurde niemand anders als Kaiser Nero selbst.

Doch nun wird eine andere Hypothese diskutiert: Haben fanatische Anhänger des gerade erst entstandenen Christenkults das Feuer gelegt, um den Sündenpfuhl Rom, die „Hure Babylon", zu vertilgen? Der Brand Roms wäre dann der wohl erfolgreichste Terrorakt religiöser Fundamentalisten in der Geschichte.

Eine heilige Schrift für Religionsflüchtlinge

Die Frage nach Wesen und Geschichte des Christentums war lange nicht mehr so wichtig wie heute. Die Flüchtlingskrise ist, neben einer logistischen und einer humanitären, auch eine Identitätskrise: Viele von denen, die die vorwiegend muslimischen Flüchtlinge aus Deutschland weg haben wollen, berufen sich ausgerechnet auf das Christentum, die Religion tätiger Nächstenliebe. Sie sagen, muslimische Einwanderung gefährde die christlich-abendländische Kultur. Eine Sorge, die erstaunlicherweise besonders im Osten der Republik um sich zu greifen scheint, wo die Kirchen auch vor der Flüchtlingskrise schon leer waren.





„Drei Jünglinge im Feuerofen“, Ausschnitt aus einem frühchristlichen Sarkophag-Relief im Museum des Vatikan

Quelle: picture-alliance / akg-images //akg-images

Andere wiederum argumentieren umgekehrt, mit dem säkularen Vermächtnis der Aufklärung. Sie schimpfen auf den Islam, meinen aber im Grunde alle Religionen gleichzeitig, wenn sie warnen, religiöse Überzeugungen mündeten über kurz oder lang sowieso im Extremismus. Vor lauter grimmiger Vorfreude auf einen „Kampf der Kulturen“ drohen wir gerade den Überblick zu verlieren, was denn dieses gemeinsame kulturelle Erbe überhaupt sein soll, das wir angeblich zu verspielen im Begriff sind.

Wer sich am liebsten von allen Religionen auf einmal verabschieden würde, bekommt jetzt immerhin Argumentationshilfe, und zwar ironischerweise in Form einer wichtigen Neuerscheinung über das Christentum. Das Buch stammt vom Althistoriker Manfred Clauss, einem emeritierten Professor, der in Frankfurt und Berlin lehrte. Es heißt „Ein neuer Gott für die alte Welt. Die Geschichte des frühen Christentums“ und stellt die Ausbreitung der Christen im Römischen Reich dar.

Auch Jesu Jünger waren beseelt vom Kampfgeist

Glaubt man ihm, waren die ersten Christen im Grunde so eine Art „Islamischer Staat“ der Antike, nur halt mit anderem Propheten und etwas weniger mörderisch: theologisch rührend unbedarft, dafür von umso heftigerer Missionierungswut geschüttelt; eigenen Glaubensgenossen einer nur um Winzigkeiten verschiedenen Observanz bereits bis aufs Blut verfeindet, dabei selbst ständig beseelt von nihilistischer Todessehnsucht. Und erfolgreich mit Terrorakten, siehe den Brand von Rom im Jahr 64. War es so?

Es scheint ein Fluch über der Kirchengeschichtsforschung zu liegen. So sehr sich Historiker auch bemühen, unideologisch an die Sache heranzugehen, am Ende landen sie irgendwie doch immer in einer von zwei Gruppen: Die eine nähert sich ihrem Gegenstand mit Sympathie, die andere nicht. Als hätte das alte Jesuswort alle in Bann geschlagen: Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich.

Neutralität scheint kein Weg zu sein, wie auch, bei der verworrenen Quellenlage. Laut Evangelium zum Beispiel – der so zentralen wie unsicheren historischen Quelle zu den Anfängen der Jesusbewegung – verlangen die Jünger einmal von Jesus, Feuer über ihren Feinden niedergehen zu lassen. Jesus lehnt ab und weist sie zurecht. War nun das Christentum friedliebend oder aggressiv? Ist Jesu Ablehnung die authentische Überlieferung oder der Kampfgeist seiner Jünger? Die Forscher müssen sich entscheiden. Manfred Clauss musste offenbar nicht lange überlegen.

Der schlimmste ist immer der Märtyrer

Es dürfte schwerfallen, eine Darstellung zu finden, die weniger gute Haare an den frühen Christen lässt. Falls Christus tatsächlich am Ende der Zeiten auf einer Wolke zurückkehrt und über die Menschen zu Gericht sitzt, die Lebenden und die Toten, er wird Mühe haben, dabei auch nur annähernd so pingelig zu sein wie Manfred Clauss. Was die frühen Christen auch tun, er findet es feige, starrsinnig oder beides.

„Recht zu haben war seit den Anfängen das konstituierende Element der neuen Religion", schreibt Clauss und zeigt sich genervt von „der den Christen eigenen Selbstgerechtigkeit". Einige von ihnen hätten sogar die Christenverfolgungen dazu genutzt, Vertreter gegnerischer theologischer Parteien beim römischen Staat zu verpetzen in der Hoffnung auf ein rasches Todesurteil.

Schlimmer als das Denunziantentum findet Clauss nur das Märtyrertum an sich. Christen, die dem Kaiser das religiöse Opfer verweigerten, drohte die Hinrichtung. Wie egoistisch von ihnen, sich einfach in aller Ruhe totrösten oder von einem Zirkuslöwen verdauen zu lassen, während die eigenen Kinder anschließend als Waisen einem ungewissen Schicksal entgegengingen!

Christenverfolgung ein Mythos?

Und überhaupt: Waren die Märtyrer mit ihrer Sturköpfigkeit nicht selber schuld? War denn das bisschen Kaiserkult, das ihnen abverlangt wurde und das ja nicht mal die Heiden ernst nahmen, wirklich so schlimm? „Spielte die Überzeugung beim Kaiserkult keine Rolle, weshalb sollte man nicht dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, einen aus christlicher Sicht formalisierten Kult, und dennoch guten Gewissens der christlichen Gottheit, was einer Gottheit zukam, eine Verehrung aus Überzeugung?“

Entzieht sich dann aber wirklich mal jemand dem Martyrium, ist Clauss enttäuscht. Wie beim Bischof Cyprian von Karthago (ca. 200 bis 258), der es vorzog, vor der Staatsmacht zu fliehen, statt sich umbringen zu lassen. „Er lavierte sich durch“, findet Clauss und erwägt „persönliche Feigheit“ als Motiv. „Cyprian hätte jederzeit die Möglichkeit zum Martyrium gehabt, doch er nutzte sie nicht.“ Ein sportlicher Vorwurf. Zumal bei einem Mann wie Cyprian, der am Ende tatsächlich noch zum Tode verurteilt und enthauptet wurde. Um Clauss zufriedenzustellen, hätte er das wohl einfach früher in die Wege leiten sollen.

Dabei lautet eine zentrale These übrigens: „Die Christenverfolgungen – sofern man darunter die Verfolgung von Christen durch den römischen Staat versteht – sind weitgehend Mythos.“ All die Männer und Frauen, die allein in „Ein neuer Gott für die alte Welt“ als Märtyrer vorgestellt werden, sind demnach wohl als zu vernachlässigende Größe zu verstehen. Später schreibt Clauss dann allerdings wieder: „Aus heiterem Himmel erklärte Diocletian der christlichen Gottheit den Krieg, und er führte ihn mit großer Härte.“

Wo liegt unsere kulturelle Identität begraben?

Und was ist nun mit dem Brand Roms? Dass Christen dahintersteckten, sei in der Forschung „weithin auf Ablehnung gestoßen“, räumt Clauss ein. Aber: „Die Christen erwarteten das Ende der Welt in einem riesigen Weltenbrand, und einige unter ihnen, die dieses Ende rasch herbeisehnten, könnten durchaus auf den Gedanken gekommen sein

nachzuhelfen.“ Eine Argumentation, deren Spekulationsfreude sich mit jedem antiken Traktat über die Trinität messen könnte.

Nicht, dass die frühen Christen keine Angriffsflächen geboten hätten. Ihre strategisch bedingte Übernahme heidnischer Praktiken, ihre bedingungslose Härte im Kampf gegen konkurrierende Lehren, ihre merkwürdige Leibfeindlichkeit lassen sie uns oft fremd erscheinen. Aber was sie bei all dem antrieb, woher sie ihre Überzeugung nahmen, was ihre Bewegung so attraktiv machte, warum ihnen der Aufstieg von der Wandergruppe zur Weltreligion gelang, diese Frage, die „Ein neuer Gott für die alte Welt“ gar nicht erst aufwirft, ist das eigentliche Faszinosum. Sie ist es, die vielleicht auch auf der Suche nach dem Wesen unserer kulturellen Identität weiterhelfen würde.

Manfred Clauss: „Ein neuer Gott für die alte Welt“, Rowohlt Berlin, 544 Seiten, 34,95Euro, erscheint am 30. Oktober